
Peter Sloterdijk

Der Fürst und seine Erben

Über große Männer im Zeitalter

der gewöhnlichen Leute

edition suhrkamp

SV



SPIEGEL
Bestseller

SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

Peter Sloterdijk

Der Fürst und seine Erben

Über große Männer im Zeitalter
der gewöhnlichen Leute

Suhrkamp

2. Auflage 2026

Erste Auflage 2026

edition suhrkamp

Sonderdruck

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Umschlagabbildung: generiert

mit Hilfe von ChatGPT KI

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-00136-3

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Inhalt

Vorüberlegung:

Machiavellis Buch vom Fürsten – noch einmal
aufgeblättert 9

 Potere essere non buono: *Vom Sündenfall*
 zum Absturz in den Staat 15

Anthropologische Lektionen für das politische Tier 26

1. Zeichen von oben: Charismatische Macht 41

2. Das Paradox der Souveränität 60

Zwischenbemerkung:

Die heilige Ordnung des Oberen und Unteren 89

3. Verwilderte Vertikalität 96

4. Das Große und das Absurde 144

Nachwort:

Telemalignität – oder: Was Machiavelli vielleicht
über die Kunst des Nicht-gut-Seins im Zeitalter
der Raketenartillerie gesagt hätte 171

»Ego poscor Olympo!«
»Der Olymp verlangt nach mir!«

Vergil, Aeneis, VIII, V. 454

»Nun [...], von welchem Fleisch ernährt sich
unser Caesar, daß er so groß geworden ist?«

William Shakespeare, Julius Caesar, I.2

»Größe ist, was wir nicht sind.«

Jacob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen

»Reißen wir die Kronen herab, nicht die Köpfe.«

Der Utopist Gauvain in Victor Hugos Roman 1793

»Die Zeit der Könige ist vorbei, weil die Völker ihrer nicht
mehr würdig sind.
Sie *wollen* nicht das Urbild ihres Ideals im Könige sehn,
sondern ein Mittel ihres Nutzens.«

Friedrich Nietzsche, Aus dem Nachlaß der achtziger Jahre

»Aber [...] der Herr ist untergegangen wie das Abendland.« –
»Seit es keine Herren mehr gibt, braucht die Gesellschaft [...] die großen Persönlichkeiten, die verantwortlich sind für das Ganze« – »Insofern (weil der Spontane meist gegen andere rücksichtslos auftritt) ist der Tyrann der Prototyp des modernen Individuums.«

Norbert Bolz, »Rückblick auf die vornehmen Werte« (2005)

Vorüberlegung: Machiavellis Buch vom Fürsten – noch einmal aufgeblättert

»So blieb ihm nur die Hellsicht, die Waffe der Verzweifelten.«¹

Patrick Boucheron

Warum wieder vom »Fürsten« reden? Von den zahlreichen Fragen, die seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts das zeitgenössische Publikum an vielen Denk- und Brennpunkten der Welt beunruhigen, scheint keine sich leichter beantworten zu lassen als diese. Die Fürsten, so möchte man meinen, sind vielerorts wieder da, manche schon an der Macht, andere auf dem Sprung, förmlicher Krönungen nicht bedürftig, von Unterwürfigkeit getragen wie seit frühen Zeiten, der Schwäche ihrer Gegner allzu bewußt. Jede einfache Antwort jedoch, sieht man näher zu, erweist sich als Eingang zu einem Labyrinth aus unbequemen und abstoßenden Folgerungen.

Die einfachste Auskunft ergibt sich aus dem Hinweis auf die Existenz von politischen Figuren wie Vladimir Putin und Donald Trump. Die bloße Tatsache ihrer zeitweilig synchronen Präsenz auf der Weltbühne bedeutet einen Skandal für all jene, die überzeugt waren, moderne Gesellschaften seien lernende Systeme, die irgendwann aus dem imperialistischen Trotzzalter herauswachsen sollten. Auch durch Gestalten wie Xi Jinping, Narendra Modi, Recep Tayyip Erdoğan und zahlreiche andere Akteure auf den Szenen der Tyrannei – neuerdings etwas vornehmer als »Autokratie« betitelt – reaktualisiert sich auf breiter Front die Sorge, die zeitgenössische Welt sei nicht wirklich entscheidend hinausgekommen über

1 Patrick Boucheron, *Un été avec Machiavel*, Paris 2017, S. 18.

die vormalig im Königtum gefundene Lösung der Aufgabe, die legitime Macht und die Herrschaft des guten Rechts solle sich in einer Einzelperson und ihren Beauftragten, ob man sie Minister oder Kommissare nenne, verkörpern.

Man redet wieder vom Fürsten – gelegentlich sogar von einem »verrückten König«² –, aus begrifflichen, wenn auch eher erschreckenden Gründen. Die Standardhypothese der neueren Zeit, daß nach den Königen unter normalen »demokratischen« oder »republikanischen« Bedingungen die Präsidenten, die Premierminister oder die Generalsekretäre kommen müßten, läßt sich mit den Erfahrungen der Gegenwart wie auch denen der beiden nach 1789 abgelaufenen Jahrhunderte nur sehr unvollkommen zur Deckung bringen.

Nicht wenige Episoden in den weitverbreiteten Erzählungen, die vom Übergang von der Monarchie in die Demokratie handeln, werden, wie man mehr und mehr begreift, gemäß dem Cliffhanger-Schema verfaßt. Ist erst einmal ein König gestürzt, geköpft oder emigriert, zeigt sich: Kein Gesetz der Nachfolge stellt sicher, daß der Mann, der seinen Platz einnehmen wird, sich mit den Aufgaben und Qualitäten eines ersten Ministers, eines Präsidenten oder Kanzlers begnügt. In der nächsten Episode zeigt sich nicht selten, daß der neue erste Mann im Staat ein umgekleideter und reformierter König ist und sich als solcher gebärdet. Nur relativ selten wurde der Neue auf Anhieb zu einem paßgenau ins Amt eingefügten Präsidenten – zu einem Mann, der bereit war, von den ersten Tagen an die Anzüge der demokratischen Gewöhnlichkeit zu tragen.

Es war die Französische Revolution, die für diesen ironi-

2 So der US-Journalist Peter Wehner in einem Essay, betitelt »America's Mad King«, in: *The Atlantic* (17. April 2025), über den Mann, der im November 2024 von 77,3 Millionen Wählern zum Führer ihrer Nation gewählt worden ist.

schen Ablauf das Modell liefern sollte. Über die Tragweite dessen, was in den Großen Tagen geschah, kann man sich – wie aus dem Mund des vormaligen chinesischen Premiers Tschou En-lai zu erfahren war – bis heute nicht ganz im Klaren sein.³ Immerhin wurde durch die Turbulenzen der Umwälzungen nach 1789 ein Drehbuch erkennbar, dessen Schema sich erst im Rückblick präzisieren ließ. Es trug die Überschrift: »Der Fürst und seine Doubles«. Zu den tragischen Grandiositäten der französischen Geschichte gehört, daß Ludwig XVI., im Januar 1793 hingerichtet, schon ab 1795 von einem jungen korsischen General beerbt und in mancher Hinsicht ersetzt werden konnte. Wenig später stieg dieser Mann zum Ersten Konsul auf, um im Jahr 1804 nach der Kaiserwürde römischen Stils zu greifen, einem in Frankreich bis dahin unbekanntem Typ von Herrschaft aus über-königlicher Höhe. Napoleons Drama erwies sich als eine post-monarchische Cliffhanger-Geschichte in aufsteigender Linie: Ein legitimer Bourbonne bescheidener Statur bekommt einen »großen Mann« illegitimer Provenienz namens Napoleon Bonaparte, wenn nicht zum »Erben«, doch gleichsam zum Kollegen – ein Vorgang, für den die Annalen der Menschheit kein zweites Beispiel liefern.

Bei den meisten anderen Übergängen aus monarchischen Systemen zu republikanischen Verfassungsstaaten wird die Symbolik des leeren Throns ins Spiel gebracht, besser: Man schwört die Beteiligten auf den Grundsatz ein, wonach es künftig nur noch vorübergehende Besetzungen des ersten Stuhls im Staat geben dürfe. Die Überleitung vom Königtum zum Präsidenten- oder Kanzleramt einer Republik setzt eine dezidierte Absenkung der Thronhöhe voraus. Sie müßte mit

3 Tschou En-lai soll bei dem Besuch Richard Nixons im Jahr 1972 auf die Frage, wie er über die Französische Revolution denke, geantwortet haben: »Too early to tell.«

merklichen Einbußen an exekutiven, legislativen und richterlichen Vollmachten für die Person an der Spitze einhergehen, überdies mit der Absage an das Prinzip der dynastischen Nachfolge.⁴ So betrifft die Transformation des Königsamts in das eines Präsidenten auf subtil physische Weise die Stellung, die Funktion und das Design des ersten Sitzmöbels der Verfassung. Würde man einen Tischler nach dem Unterschied zwischen der Monarchie und der Republik fragen, gäbe er zur Antwort, die erste würde bei ihm einen Thron zur Aufpolsterung geben, die zweite bestellte einen Sessel für den Vorsitzenden einer Ministerrunde. Es war, nebenbei bemerkt, Napoleon in eigener Person, der zur Entsakralisierung des Throns das Nötige beitrug: In einer Ansprache an die Nationalversammlung – am 1. Januar 1814 –, als die Stimmung der Deputierten sich schon gegen ihn gewandt hatte, legte er die neuen Verhältnisse zynisch offen dar, indem er die Anwesenden daran erinnerte, daß sie sich zwischen ihm und einem zurückkehrenden Bourbonen entscheiden mußten: »Was ist der Thron – vier Stücke Holz, von einem Fetzen Samt bedeckt? Doch, um monarchisch zu reden, der Thron bin ich.«⁵

Es ist kaum zu leugnen, daß die zeitgenössische Welt seit der Mitte des 20. Jahrhunderts einen langgedehnten »machiauellistischen Moment« erlebt. Er kulminierte im Prozeß der Entkolonialisierung, in dessen Verlauf, je nach Ansetzung des Beginns und der Zählweise, zwischen 120 und 150 neue

4 Es sei denn, eine Verfassung wie die der 5. Französischen Republik von 1958 verhindert die Absenkung, da sie ganz auf die Vorstellungen des Generals de Gaulle zugeschnitten und als eine Art von demokratisch camouffierter Präsidialmonarchie angelegt war. Auch die US-Verfassung weist Züge von Präsidentenherrschaft per Dekret und *Tel-est-mon-plaisir*-Gebaren auf. Sie haben sich unter Trump 1 verdeutlicht, unter Trump 2 bis zur Systemkrise zugespitzt.

5 Jacques Bainville, *Napoléon*, Paris 2012 [1931], S. 449.

Staaten gegründet, ausgerufen und anerkannt wurden – sie alle sind inzwischen mit Sitz und Stimme in der *United Nations Organisation* vertreten. Als der 1920 gegründete Völkerbund mit Sitz in Genf im Jahr 1946 sich auflöste, zählte er noch 34 Mitglieder; auf der Gründungsurkunde der UNO vom 26. Juni 1945 stehen die Namen von 50 Staaten; heute umfaßt sie 193. Allein seit 1992, dem Jahr, in dem Francis Fukuyama sein zuerst vielbeachtetes, dann vielverspottetes Buch über das Ende der Geschichte durch den Sieg des Liberalismus publizierte, sind rund dreißig neue Staaten entstanden, von denen nicht wenige ins Fahrwasser der Despotie gerieten. Man darf das 20. Jahrhundert das Goldene Zeitalter der Verfassungsrechtler nennen, da es nie zuvor eine solche Hochkonjunktur für die steife Prosa neuverfaßter Konstitutionen gegeben hat. Es war zugleich eine Ära heftiger Nachfrage nach jener ruchlosen Sachlichkeit, die seit dem 16. Jahrhundert in Europa mit dem Namen des florentinischen Sekretärs verknüpft ist. Seine Aktualität hat sich während des ersten Viertels des 21. Jahrhunderts weiter gesteigert. Mit einem gewissen Sarkasmus haben zeitgenössische Kommentatoren bemerkt, daß die zahlreichen Neugründungen von Staaten aus vormals von Europäern beherrschten Kolonien des öfteren nahezu gleichbedeutend waren mit Stellenausschreibungen für künftige Despoten. Das zeigte: Der Wirrwarr italienischer Kleinmächte zwischen den Alpen und Neapel im frühen 16. Jahrhundert besaß keinen alleinigen Anspruch darauf, als das Laboratorium des Chaos zu gelten, das eines Tages in die Moderne münden sollte. Konfusionen wie jene, die Machiavelli vor Augen standen, ließen sich in mehr oder weniger klaren Analogien auch in anderen Weltgegenden nachspielen. In Afrika, Asien und Südamerika bewarben sich auf die offenen Stellen in neuen Staaten nicht wenige Kandidaten, die im Schnellverfahren von Stammes-

fürsten zu Diktatoren aufstiegen. Velerorts traten politische Charaktere auf die Bühnen, die sich binnen weniger Jahre von Hoffnungsträgern lokaler Bewegungen zu *strongmen* in Halbdemokratien und offenen Despotien wandelten.

Vor dem Hintergrund solcher Beobachtungen dürfte verständlich sein, warum die hier vorgelegten Hinweise keine besondere Originalität für sich reklamieren können; sie profitieren von einer kleinen Verschiebung des Betrachtungswinkels. Sie wissen sich eingebettet in eine Flut von zum Teil exzellenten Publikationen, die sich mit der trabenden Inflation der Autoritarismen und Illiberalismen in aller Welt befassen. Zu erwähnen sind hier an erster Stelle die luziden Arbeiten von Anne Applebaum über das Treiben der vernetzten neuen Autokraten, sodann Ferdinand Mounts scharfzüngige Abrechnung mit den kleinen und großen Caesaren von einst und heute (unter den kleinen figuriert ein gewisser Boris Johnson). Auch Giuliano da Empolis eleganter Essay über die »Stunde der Raubtiere« kann hier genannt werden sowie Frank Dikötters ausgreifende Studie zu den Diktatoren, die exzessive Personenkulte um sich schufen; erwähnenswert sind überdies das Panorama der Despoten von Caligula bis Putin, das André Krischer und Barbara Stollberg-Rilinger in einem Sammelwerk entfalteten, sowie Bernard-Henri Lévy's besorgte geopolitische Betrachtungen über das »Reich und die fünf Könige«. ⁶ Schließlich hat der britische Publizist Iain Dale soeben (2024) mit einem von ihm edierten Opus unter dem lakonischen Titel *The Dictators* ein Kompendium aus Kurzportraits staatenlenkender Gewalttäter aller Zeiten und Völker vorgelegt, von Peisistratos bis Mohammed bin Salman – ein Werk, das sich als mittleres zwischen einem Buch

6 Bernard-Henri Lévy, *L'Empire et les cinq rois*, Paris 2018.

der Rekorde und einer Universalgeschichte der Niedertracht präsentiert. Dale wirbt im Vorwort zu seiner Sammlung mit dem aufschlußreichen Vergleich einer Longlist aus den *top-twenty* der Übeltäter – überwiegend nach Tötungs- und Grausamkeitsleistungen gestaffelt – und der gekürzten Liste mit den *worst ten*. Während in der ersten Liste, die eher impressionistisch zusammengetragen und von Empörungen gefärbt ist, die Plätze eins bis fünf an Hitler, Pol Pot, Stalin, Mao und Idi Amin gehen,⁷ in dieser Reihenfolge, votiert der Herausgeber für die Rangfolge: Mao, Stalin, Hitler, Pol Pot und Papa Doc Duvalier. Ungereiht und unbevorzugt tauchen im chronologisch sortierten Inhaltsverzeichnis auch etwas ungewohnte, ja, überraschende Gäste auf – wer hätte gedacht, daß man Figuren wie Augustus, Simón Bolívar, Lee Kuan Yew (den von Henry Kissinger hochgeschätzten Gründer Singapurs), Walter Ulbricht oder Deng Xiao Ping in einer Aufzählung mit Teufelsgeliebten wie Mobuto, Bokassa, Mugabe, Hafiz und Baschar al-Assad *e tutti quanti* antreffen könne?

Potere essere non buono:
Vom Sündenfall zum Absturz in den Staat

Kurzum, Machiavelli wiederlesen – das heißt das Büchlein »Von den Fürstentümern«, *de principatibus*, aufschlagen, das *post mortem* (der Autor war 1527 gestorben) von einem forschenden Editor im Jahr 1532 zu Rom mit päpstlicher Erlaubnis unter dem Titel *Il Principe* herausgebracht worden war. Man liest Machiavelli heute nicht, um sich bei ihm Rat in Einzel-

7 Iain Dale, *The Dictators. 64 Dictators, 64 Authors, 64 Warnings from History*, London 2024.

fragen zu holen; man öffnet seine Schrift, um in eine Atmosphäre aus Ernst, Nüchternheit und nicht-beichtväterlicher Machtbegleitung einzutauchen. Es ist eher ein Habitus als ein detailliertes Wissen, der sich von dieser Schrift durch stilistische Abfärbung auf den Leser übertragen kann. Patrick Boucheron, einer der führenden Mediävisten Frankreichs, hat es mit einer geglückten Wendung ausgesprochen: Bei Machiavelli läßt sich in Erfahrung bringen, wie »Denken bei schwerem Wetter« gelingt – *penser par gros temps*.⁸ Dies ist etwas anderes als das Ablesen der Werte an einem Politbarometer. Auch ist es sehr verschieden von dem, was der katholische Philosoph Robert Spaemann (1927-2018) auf seine alten Tage als »Beten bei Nebel«⁹ bezeichnete – eine Wendung, wie um zu demonstrieren, daß man manchmal nur drei Wörter braucht, um Ratlosigkeit elegant zu machen.

Man blättert in das kleine Buch des Florentiners hinein und liest sich hier und dort ein wenig fest. Es bietet dem Leser fünfundzwanzig schmale Portionen von stark verdichteten, mehr oder weniger leicht konsumierbaren historisch-politischen Weisheiten und einen Nachsatz im Irrealis, in dem der Autor auf eine für ihn untypische utopische Weise an einen möglichen künftigen Herrn des dereinst geeinten Landes Italien appelliert. Die meisten Themen und Thesen des Büchleins gehen an den Interessen der Menschen von heute vorbei. Die Frage, ob man Städte befestigen soll, ist gottlob die geringste unserer Sorgen geworden. Der Hinweis, wonach der Fürst keine anderen Gedanken haben darf als solche, die der Kriegskunst gelten, verfehlen das breite Publikum ebenso wie die Angehörigen der heutigen Intelli-

8 Boucheron, *Un été avec Machiavel*, S. 127.

9 Robert Spaemann/Hans Joas, *Beten bei Nebel: Hat der Glaube eine Zukunft?*, Herder 2018.

gentzija in Hochschulen, Parteivorständen und Redaktionen. Die Überlegung, ob man sich auf angeworbene Hilfstuppen besser verlassen könne als auf eigene Heere, macht keinem Bürger unserer Weltgegend schlaflose Nächte.

Liest man das Buch vom Fürsten wieder, so nicht, um ihm zum soundsovielten Male recht zu geben oder zu widersprechen. Auch kann es nicht unsere Ambition sein, erneut zu zeigen, wie Machiavellis »neue Sachlichkeit« den Wahrheitshaushalt jüngerer Politik auf nüchtern minimalistische Standards zurückführte – von manchen dafür gescholten, von wenigen gelobt. Das übliche Argument auf diesem Feld lautet, Machiavelli habe »das Politische« als ein Sachgebiet eigenen Rechts außerhalb der allgemeinen Moral offengelegt – darin folgen ihm die »pragmatischen« Historiker oft recht willig; später tun Nietzscheaner, Systemtheoretiker und Posthumanisten es ihnen gleich, in unseren Tagen auch die Business Consultants, die verunsicherten Entscheidern die jeweils neuesten Reizwörter teuer verkaufen. Das alles ist für uns und für das Thema dieser Überlegungen ohne Interesse. Es hat also den Anschein, als habe Raymond Aron stark nach der Seite dunkler Zeitdiagnostik hin übertrieben, wenn er um 1945 notierte, der Streit um den Machiavellismus »flamme jedesmal wieder auf, wenn [neue] Caesaren Europa in Krieg und Knechtschaft stürzen«.¹⁰ Was Aron vor Augen hatte, war der anschwellende Lobgesang auf Machiavelli, der sich vom Beifall der Nationalisten im 19. Jahrhundert zur Vereinnahmung durch die Faschisten im 20. steigerte. 1929 lieferte Mussolini das Vorwort zu einer Neuauflage von *Il Principe*.

Für uns soll es darum gehen, zu prüfen, ob die von Machiavelli gestellte Fürstenfrage – als Frage nach der Instanz des

¹⁰ Zitiert nach Patrick Boucheron, *Un été avec Machiavel*, S. 127

letzten Worts in Dingen der politischen Machtausübung – schon ausreichend gelöst ist mit der seit der Französischen Revolution eingeleiteten Übertragung der juristischen Fiktion namens »Souveränität« vom Monarchen auf das Volk. Die verneinende Antwort drängt sich auf. Und dies aus einem banalen Grund: Als ein heterogen zusammengesetztes Vielheitsgebilde ist ein Volk modernen Stils – oder sollte man Bevölkerung sagen? – naturgemäß nicht imstande, den einen Mann (genderneutral ausgedrückt: die eine Staatsperson) glaubhaft zu simulieren, der oder die politisch das letzte Wort haben soll. Das schließt das Auftreten von einzelnen Rednern nicht aus, die sich mit hypnotoiden Botschaften wie: »Ich bin ihr alle« oder »Ihr alle seid ich«, an das Volk wenden; auf Suggestionseffekt berechnet war auch der von dem österreichischen Rechtsextremen Herbert Kickl auf Jörg Haider gemünzte Satz: »Sie sind gegen ihn, weil er für euch ist.« Zum politischen Magnetismus und den unheilsträchtigen Konfabulationen der *volonté générale* im politischen Rousseauismus später mehr.

Das kleine Buch *Der Fürst* wiederlesen heißt für zeitgenössische Rezipienten vermutlich an erster Stelle dies: erstaunt sein über die umständliche Ausführlichkeit, mit welcher der Autor seine Ansicht zu Papier bringt, wonach der Fürst Italiens – wenn es ihn eines Tages trotz allem doch noch geben sollte – es von Amts wegen lernen müßte, seine Neigungen, ein guter Mensch zu sein, einzuschränken, falls er sie weiterhin in seinem Gewissen trüge. Gerührt von so viel Naivität, liest der heutige Rezipient auch den weitergehenden Rat, der letztlich alles übergreift, was hier und im folgenden zu sagen wäre: Der künftige Herr des Landes, der mit Fortunas Hilfe an die Macht kommt, müsse, da er von zahlreichen konkurrierenden bösen Willen umgeben ist, seinerseits die Fähigkeit aufbringen, genauso böse zu sein wie all die anderen. Das

Lernziel heißt klar und deutlich: *potere essere non buono*.¹¹ In der Sprache unserer Tage formuliert, besagt dies: Du sollst der Versuchung aus dem Weg gehen, dich zu den Guten rechnen zu wollen. Das Schlecht-Sein ist demnach keine bloße natürliche Mitgift, obschon die Anlage dazu bei allen gegeben ist, sondern eine Fähigkeit, die geübt und verfeinert sein will. Machiavellis Lehrsatz macht aus seiner Brutalität kein Geheimnis: Wer waffenlos gut sein möchte, geht zugrunde. In dieser Maxime wirkt eine Szene vom Mai 1498 unvergeßlich nach: Savonarolas Leiche wurde von den Flammen verzehrt, nachdem der Mönch, der Florenz einige Jahre lang seiner Predigt unterworfen hatte, unter offenem Himmel gehenkt worden war. Der »Prophet ohne Waffen« endete, begleitet von zwei Ordensbrüdern, in Gegenwart Machiavellis (damals neunundzwanzig Jahre alt) und der gesamten Bürgerschaft auf einem Scheiterhaufen vor der Piazza della Signoria. Die Maximen seines Auftretens waren zur Nachahmung nicht zu empfehlen.

Nicht gut sein – drei kleine Wörter, die sich, um das Modalverbum »können« ergänzt, zu einer fatalen Formel zusammensetzen. Mit ihnen schließt der florentinische Sekretär diskret zu den Aussagen des Kirchenvaters Augustinus auf, dem zufolge die Stellung des Menschen in der Welt durch das *peccatum originale*, die Anfangssünde, zu Deutsch: die Erbsünde, geprägt sei. Warum aber soll – bei vorausgesetzter Erbsündigkeit – das Nicht-gut-Sein noch einmal eigens auf den Lehrplan des *homo politicus* der beginnenden Neuzeit gesetzt werden? Machiavellis verstohlene Antwort auf diese Frage, ob man sie für anzüglich hält oder nicht, würde lauten: Zwar hat die Vertreibung aus dem Paradies dem Menschengeschlecht das eingebracht, was die katholische Theologie

11 *Il Principe/Der Fürst*, zweisprachige Ausgabe Italienisch-Deutsch, herausgegeben und übersetzt von Philipp Rippel, Reclam Verlag 1986, S. 118.